

Agnes Hammer

RÉGIONAL EXPRESS

THRILLER



script 5

Der vorliegende Text wurde durch ein Arbeitsstipendium
des Landes Nordrhein-Westfalen unterstützt.

**Bisher von Agnes Hammer
in script5 erschienen:**

Herz, klopf!
Dorfbeben
Nacht, komm!
Regionalexpress

© 2011 script5
script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach
ISBN 978-3-8390-0130-1
Klappenbroschur, 272 Seiten, Januar 2012
€ 12,95 (D), € 13,40 (A), CHF 18,90

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

www.script5.de

MAX Ich stehe am Fenster meiner Zelle und schaue in den trostlos strahlenden Sommerhimmel, bis mir die Augen wehtun.

Ich bin ein Mörder.

Das bin ich.

Wenn die Zeit wie ein Feldstecher wäre und ich sie herumdrehen könnte, dann würde ich mich als winzige Gestalt sehen: unwissend, unschuldig. Aber die Zeit herumdrehen, das ist nicht möglich. Das weiß ich jetzt.

Als ich ein kleiner Junge war, wohnten wir in einer Mietwohnung an der Corneliusstraße, und ich lag abends lange mit offenen Augen wach und sah auf die Zimmerdecke, die die dunkle Bläue der Nacht angenommen hatte.

Worüber ich genau nachdachte, weiß ich gar nicht mehr, nur noch, dass es ein schönes Gefühl war, so zu liegen, während zuerst die Wohnung, dann die ganze Straße still wurde, und ich dachte, ich wäre das einzige Lebewesen, das nicht schlief.

Die Nacht spannte ihre dunkle Kuppel über Düsseldorf und alles war richtig und an seinem Platz, und das ließ mich an Gott denken, an einen richtigen großväterlichen Gott, der die ganze Welt erschaffen hatte, indem er Wasser und festes Land trennte, indem er die Pflanzen und Tiere machte und dann die Menschen.

Ich war dankbar, dass ich ein kleiner Junge war und hier leben durfte, dass ich eine schöne Mutter und einen guten Vater hatte, und dazu eine kleine süße Schwester. Dass ich am nächsten Tag in die Schule gehen und dort für meinen Aufsatz gelobt werden würde. In den Pausen waren wir eine Bande Jungs, die lärmend über den Schulhof zogen, und auch das war richtig. Nachmittags ging ich zum Fußball, oder wir fuhren mit den Rädern zum nächsten

Spielplatz und spielten an den Klettergeräten, und dann ging's durch den warmen Abend nach Hause, wo der Tisch schon gedeckt war. Es gab Bratkartoffeln oder Brot mit Fleischwurst, und im Sommer machte mein Vater oft Tomatensalat mit kleinen Zwiebelringen, den ich so gerne mochte. Ein Tag war wie der andere und jeder Tag war richtig. Dann ging Gott fort.

Ich war tagsüber müde und verpennt wie alle anderen auch. Morgens im Zug von Düsseldorf nach Köln sah ich nur dumpfe Gestalten, denen nichts wichtiger zu sein schien, als dass ich mich nicht neben sie setzte, bloß das Maul hielt oder mich am besten ganz verpisste. Und ich dachte das über die anderen auch. Die Leute stanken aus dem Mund, der ganze Bahnhof müffelte nach Pisse und überbackenem Käse von den vielen Fressständen, und kein Tag fühlte sich mehr richtig an, jeder war nur ein weiterer Morgen mit Schneematsch oder verspätetem Bus.

Wenn ich einen Sitzplatz bekam, lehnte ich meinen Kopf ans Fenster, und später pappte dort dann ein Fleck von meinem Haargel an der Scheibe. Ich war genau so wie die anderen Hohlbratzen im Zug, ich hatte Mundgeruch, meine Augen waren gerötet, weil ich zu wenig geschlafen hatte, auf meiner Stirn blühten zwei oder drei Pickel, und ich verhielt mich abweisend und genervt.

In der Schule hatte ich längst keine Bande mehr. Die anderen waren durchschnittlich zwei Jahre jünger als ich. In den Pausen standen sie mit ihren Kippen hinter einem Gebüsch, und ich blieb als Einziger in der Klasse, um nicht mitqualmen zu müssen.

Dies war meine siebte Schule, und es war mir längst völlig gleichgültig, ob ich hier jemanden kennenlernte oder nicht. Ich saß in der letzten Reihe, sodass ich die Blicke der anderen nicht im Nacken hatte und mir nicht anhören musste, was sie über mich redeten. Denn sie redeten immer über mich, so war es an allen Schulen, zuerst kam das dumme Gequatsche und dann gab's Ärger.

Zwischen den Schulen hatte ich auch mal eine Ausbildung an-

gefangen, und jetzt sollte ich froh und dankbar sein, dass ich hier noch eine letzte Chance hatte, jedenfalls sagte das die Lehrerin, diese Dumpfbacke, immer, aber was die sagte, interessierte mich auch nicht.

Ich saß die Stunden ab, Deutsch, Englisch, Mathe und anderes, und beobachtete meine Mitschüler, beobachtete sogar mich selbst, einen faulen Brocken, der in der letzten Reihe schief auf einem Stuhl hing und wenig mitbekam, außer wann er wieder gehen durfte.

Dann fuhr ich mit dem Zug zurück, und zu Hause setzte ich mich an den Computer oder vor den Fernseher und versuchte nicht darüber nachzudenken, dass sich jetzt alle Tage so aneinanderreiheten, einer so sinnlos und gleichzeitig so kräfteraubend wie der nächste.

Ich wanderte durch das leere Haus, in dem wir seit ein paar Monaten wohnten. Meine Schwester Paula war mal wieder bei ihren Gäulen und meine Eltern machten für ihre Jünger einen Engel-Workshop in einem Tagungshaus im Bergischen Land.

Meine Mutter war etwa fünf Jahre zuvor erleuchtet worden. So nannte sie das ganz ernsthaft. Die Energie von Engeln floss seitdem durch sie hindurch und Paula und ich müssen sie Eirenaá nennen, obwohl sie eigentlich Ulrike heißt. Vor der Erleuchtung waren meine Eltern auch schon auf dem Esoteriktrip gewesen. Damals hatten sie eine psychotherapeutische Praxis, die nicht besonders gut lief. Aber als meine Mutter erleuchtet und damit zu Eirenaá wurde, änderte sich alles. Neben all der Engelsenergie floss vor allem sehr viel Kohle durch ihre geheiligten Hände und blieb da auch hängen.

In dem neuen Haus ließen meine Eltern einen großen hellen Raum anbauen, um ihre Klienten zu empfangen. Gerne abends, gerne am Wochenende. Eirenaá, in einem flattrigen weißen Ge-

wand, das ihr bis über die Knie reichte, darunter eine hellbraune Stoffhose, saß bei den Anbetungen auf einem kleinen Meditationskissen vorne. Um sie herum getrocknete Rosenblüten auf dem Boden. Die Luft roch auch nach Rosen. Oder besser nach dem Raumspray, das sie selbst besprochen und damit energetisch aufgeladen hatte und das jetzt die Luft von allem Dämonischen reinigte. Dämonen waren gefallene Engel, die in Menschen fuhren und sie zu Schlechtem verleiteten. Davor wollte Eirenaá uns mit ihren Raumsprays bewahren. Sie glaubte da wirklich dran.

Sonntags abends war immer Mantra-Abend. Oder was das sein sollte. Eirenaá betete vor, und ihre Jünger – mein Vater redete immer von seinen »Klienten«, aber ich nannte sie Jünger – sprachen ihr nach. Doch bestimmte Sätze durfte nur Eirenaá sagen. Dann kam die himmlische Anrufung der Engelmächte, dann der Große Segen. Das war's dann eigentlich schon.

Mein Vater, also Klaus, und die anderen Jünger knieten mit beklopptem Gesichtsausdruck und erhobenen Händen vor ihr und nahmen den Großen Segen in Empfang. Vielleicht lag es daran, dass meine Mutter so schön war. Jedenfalls kam immer viel Geld zusammen.

Dabei war die Anrufung der Engelmächte kostenlos. Sogar weit von uns weg – inzwischen sogar in Holland, Belgien, Frankreich und Großbritannien – saßen angeblich Menschen auf ihren Meditationskissen und praktizierten die Anrufung zur gleichen Zeit mit. Sie hörten dabei das Mantra auf CD. Die CD gab's nicht umsonst, ebenso wenig wie das Anti-Dämon-Raumspray und den ganzen anderen Plunder, der sich bei uns im Anbau stapelte und – bevor er verschickt wurde – von meiner Mutter besprochen und mit Engelsenergie veredelt wurde.

Weißer Wolldecken, weich wie Engelshaar, Amulette und kleine Meditationskarten fürs Portemonnaie, denn neben Gelassenheit und friedvollen Beziehungen versprach diese Religion der Engel

durchaus auch Erfolg und Durchsetzungskraft im Beruf, also Geld. Aber vor allem verdienten meine Eltern sich an der Gutgläubigkeit ihrer sogenannten Klienten dumm und dämlich.

Ich hasste sie dafür.

Ich berührte mit den Fingerspitzen die Möbel, die wir gekauft hatten, als wir hier einzogen. Das große gemütliche Sofa, das im Wohnzimmer stand, den Couchtisch mit der Glasplatte, die neue Echtholz-Küchenzeile, die erst vor Kurzem eingebaut worden war, und die neuen unlackierten Stühle, die vor der Theke herumstanden und die so rund geschliffen waren, dass sie sich nahezu lebendig anfühlten. Ich trank noch ein Glas Cola, und mit meinen Augen berührte ich weiter die Dinge um mich herum, und mir war klar, dass nichts, *nichts*, was wir uns kaufen konnten, dieses Gefühl von Leere und gleichzeitiger Übersättigung, von Schmutz und Wiederholung von mir nehmen konnte.

Am liebsten hätte ich das Colaglas gegen die Stühle geschleudert oder – noch besser – aus dem Werkzeugschuppen im Garten eine Axt geholt – und damit auf die neue Küchenzeile und die glatten, nahezu lebendigen Stühle eingehackt und dabei gespürt, wie ich mich anstrengen müsste und Schweiß unter meinen Armen und auf meinem Rücken austreten würde. Und dann hätte ich mich auf das Sofa gestürzt, die weichen Polster mit ein paar Hieben aufgetrennt, bis auf den hellen Rahmen. Und schließlich hätte ich die Axt in den neuen LCD-Fernseher geschlagen und dann auf die Musikanlage.

Natürlich tat ich nichts. Ich trank nur den letzten Schluck Cola, und dann war Paula an der Tür, ich hörte, wie sie ihre Stallschuhe vor der Tür abklopfte und auszog.

Sie kam in die Küche und irgendetwas Aufregendes war wieder mal im Stall passiert, sie übergoss mich geradezu mit einem Schwall aus Wörtern und Lachen. Ihre Wangen waren frisch gerö-

tet, ihre muskulösen Beine, mit denen sie um mich heruntänzelte, steckten in engen dunklen Hosen und ihr Zopf wippte auf und ab. Sie wirkte so lebendig, und ich fühlte meine eigene Dumpfheit dadurch noch viel deutlicher, so als sei ich unbeweglich wie die Möbel, die herumstanden.

Ich ging zurück in mein Zimmer und saß einfach nur da. Ich wartete auf etwas, aber ich wusste nicht, auf was.

KEMPER Ich war erst im Jahr zuvor vom Landesamt für Verfassungsschutz in Düsseldorf zur Bundeszentrale nach Köln versetzt worden. In leitender Funktion, mit Aussicht auf eine baldige weitere Beförderung. Wie stolz war ich gewesen. Ich war gut, richtig gut, ich verstand es nicht nur, Daten zu sammeln, sondern auch die unwichtigen Details von den wichtigen zu unterscheiden und die wichtigen in Beziehung zu setzen. Sie waren wie ein großes Puzzle und ich nahm die einzelnen Teile in die Hand und fügte sie zueinander. Manchmal war ich genial. Zumindest galt ich als der fähigste Mann der Abteilung und ich hatte mich so erfolgreich gefühlt, so männlich.

Nach der Beförderung zur Zentrale war ich nach Hause gefahren, um mit Uta in einem schönen Restaurant zu feiern. Aber dann gingen wir doch nicht essen. Uta sah so hinreißend schön aus, als sie an der Haustür auf mich wartete, und als ich sie küsste, wollte ich sofort mit ihr schlafen. Wir taten es auf dem Teppich im Flur und gleich danach noch mal – etwas bequemer – in unserem Bett. So war ich früher.

Dann starb Uta und seitdem war ich in den Tod gehüllt. Egal, wo ich stand, was ich tat oder mit wem ich redete. Noch bevor das alles passierte, trug ich den Tod mit mir herum, und ich ahnte nicht, wie nah ich schon der nächsten Katastrophe war.

Wenn es mir für ein paar Momente gelang, den Tod abzuschüteln, drückte er sich einen Augenblick später wieder auf meine Schultern, umkleidete mich wie ein alter schwerer Mantel, und ich fühlte mich ähnlich, wie sich die römischen Cäsaren auf ihren Triumphzügen gefühlt haben müssen, wenn ihnen von hinten der Sklave, der den Lorbeerkranz hielt, ein Memento mori zuraunte. Und ich wunderte mich, dass ich solche Gedanken hatte, aber keine Antworten auf das, was ich eigentlich wissen wollte.

Wie beispielsweise kam es, dass Uta, als sie noch lebte, einen ganz bestimmten Duft hatte? Einen Duft, den ich weder riechen

konnte, wenn ich ihr Parfüm im Badezimmer versprühte, noch wenn ich an ihren Kleidern roch? War es der Geruch ihrer Haut gewesen, der sich damit vermischt hatte? Wahrscheinlich. Ich hatte mal so etwas gehört.

Ich stellte Fragen, die nur Kinder stellen: Warum müssen wir sterben? Warum ausgerechnet sie? Warum so jung? Warum bei einem Autounfall, warum so plötzlich und gleichzeitig so banal? Warum musste ich weiterleben? Wie lange noch? 50 Jahre? 60 Jahre? Ich war Mitte dreißig, Witwer, und ich kam zu keiner Antwort. Natürlich stellte ich diese Fragen nicht laut, weder im Freundeskreis, wobei ich keine nahen Freunde hatte, noch im Büro. Und abends am Telefon, wenn meine Schwester anrief, schon gar nicht. Ich hatte eine Abteilung zu leiten, Mitarbeiter blätterten für mich in Protokollen, Aussagen und Berichten. Ihre Aufgabe war – Himmel, eigentlich war es auch meine Aufgabe –, Informationen zu sammeln, und Informationsquellen, und genau das zu verhindern, was dann doch passieren würde: den Tod. Wir schützten die innere Sicherheit des Landes. Wir schützten die Verfassung. Dafür hörten wir Telefone ab, werteten E-Mails aus, warben verdeckte Informanten an und schrieben Protokolle, immer in der Hoffnung, nichts zu finden und – vor allem – nichts zu übersehen. Anschläge, Attentate und Terrorismus waren unser täglich Brot, zumindest unsere täglichen Gedanken, und ich sah mir meine Mitarbeiter und Kollegen an, mit denen ich Tote verhindern sollte, und ich konnte nur an Uta denken.

Jeden Morgen fuhr ich umständlich mit der S-Bahn nach Leverkusen und dann mit dem Regionalexpress nach Köln, weil es mir unmöglich geworden war, ein Auto zu lenken. Ich kam immer sehr früh ins Büro und dann legte ich meine Stirn auf die graue Schreibtischplatte, roch das Putzmittel, das die Reinigungskraft am Abend davor darübersprüht hatte, roch auch den Putzlap-

pen, mit dem sie das Mittel über die Platte verteilt hatte, nicht nachlässig wahrscheinlich, nur so, wie sie immer putzte, und spürte die Kühle, die von dieser Platte ausging.

Wir hatten endlich die Erlaubnis bekommen, diverse Wohnungen einiger verdächtiger Personen abzuhören, und vor mir lagen die ersten Protokolle von Telefongesprächen und anderer Kleinkram, nichts von Bedeutung, wie ich hoffte, und ich konnte mich minutenlang nicht dazu aufraffen, einen der Ordner zu öffnen, zu lesen, Zusammenhänge herzustellen, Quellen zu prüfen und so unser Wissen zu vermehren. Entscheidungen zu treffen.

Ich legte einfach nur meine Schläfe und meine linke Wange auf die Schreibtischplatte und betrachtete die sorgfältig beschrifteten Rücken der Ordner. Ich las nicht einmal die Buchstaben, die zweifelsohne irgendeinen Sinn ergaben, die Zeichen, mit denen wir Vorgänge kennzeichneten, die Codes der Abteilung, die ich mitentwickelt hatte.

Was war Information? Ich wusste es nicht mehr.

Damals waren wir an einer Sache dran. In einer der kleineren Moscheen in Düsseldorf, die normalerweise von liberalen Muslimen besucht wurde, war ein Prediger aufgetaucht, der zuvor schon in Berlin auffällig geworden war. Genaues wussten wir nicht, aber so war es immer am Anfang. Es konnte eine »heilige Sache« sein, sozusagen, und ich hatte Angst davor. Das zumindest ging jetzt: Angst haben, immer und immer Angst haben, und ich machte Witze darüber, um diese Angst nicht zu spüren.

Ich meinte, Littkens zu hören, deshalb beherrschte ich mich jetzt für ein paar Minuten, nahm den Kopf hoch und langte nach dem ersten Aktenordner. Ich ließ ihn aufschnappen, schlug ihn in der Mitte auf und blätterte ein paarmal die Seiten vor und zurück. Wieso kam Littkens denn nicht endlich an meiner Tür vorbei, damit ich mit dem Theater wieder aufhören konnte?

Einige eng beschriebene Blätter waren mittels eines roten Heftstreifens zusammengefasst, und ich nahm sie aus dem Ordner heraus, so als würden sie etwas Besonderes sein. Dann schlug ich den Ordner wieder zu und zog einen anderen an mich heran.

Endlich stand Littkens an meiner Tür, mit fragendem Blick, wie immer, und als ich nickte, kam er herein und nickte zurück, so als würden wir in unseren Köpfen irgendwelche bedeutsamen Gedanken nachwippen lassen, aber in Wirklichkeit wollte ich ihn anschreien, oder ihn zumindest fragen, warum ich vor über einem Jahr dieses Auto steuern musste, Himmel, mich traf keine Schuld, ein ganz normaler Verkehrsunfall, und würde man die Menschen, die bei Verkehrsunfällen, und die, die durch terroristische Anschläge starben, zählen und vergleichen, dann würde man vielleicht den Verkehr verbieten und dem Islamismus in Deutschland weniger rigoros entgegentreten. Irgendwo hatte ich diesen Unsinn gelesen, und das war der Gedanke, den ich im Kopf hatte, während sich auf Littkens' fleischigen Lippen die ersten Wörter formten. Er zögerte beim dritten Wort, sah mich an, wie ein Jagdhund vielleicht seinen Herrn ansehen würde, ich nickte und gab damit die Jagd frei. Was tat ich nur und warum? Aber was wusste ich schon? Ich war jemand, der sich schon anstrengen musste, um nicht zu glauben, dass zu Hause keine Tote auf ihn wartete.

»Da machen wir jetzt Ernst, oder?«, fragte er, und ich nickte wieder, klopfte auf die Akten, als hätte ich tatsächlich kapiert, wovon er sprach.

Für einen Moment hob sich der schwere Mantelstoff des Todes, und mir wurde klar, dass ich gerade einen Einsatzbefehl gegeben hatte, ohne auch nur die geringste Ahnung zu haben, worum es genau ging, aber jetzt konnte ich auch nicht mehr zurück und Littkens fing wieder an zu nicken, und ich nickte einfach mit.

Wir brauchten Quellen, lebendige Quellen. Das war der nächste Schritt. Jemanden, der nahe genug dran war und sich mit ein biss-

chen Geld überreden ließ. Den würden wir schon finden, hoffte ich zumindest, während ich Littkens' Hinterkopf betrachtete. Endlich schob er aus meinem Büro und ich war allein.

Ich schlug den zweiten Ordner auf. Er enthielt Flugblätter, Fotos und anderen Kram, teilweise war dieser Müll bei Demos gesammelt worden, die Ränder der Seiten waren vom winterlichen Nieselregen gewellt und abgegriffen, durch wer weiß wie viele Hände waren sie gegangen, und irgendjemand – wahrscheinlich Littkens selbst – hatte gedacht, das Zeug auf diesen Zetteln könne von Belang sein.

Ich betrachtete ein Foto des neuen Heilverkünders aus Berlin. In seinem Blick lag eine Klarheit, nach der ich mich selbst seit Monaten sehnte, und ich konnte verstehen, wie man sich zu diesem Mann mit dem schmalen Gesicht hingezogen fühlte. Außerdem verspürte ich Neid. Für ihn war alles ganz einfach, dachte ich, der Tod war ihm kein unfassbares Geheimnis. Für ihn ging's dann ins Paradies, wo er angemessen für seine Taten belohnt werden würde. Er war sich wahrscheinlich seiner heiligen Sache so sicher, dass er das ohne mit der Wimper zu zucken auch seinen Schülern erzählen konnte.

Er hieß Mohammad, entnahm ich dem Flugblatt. Wenn das mal kein Tarnname war, für wie doof hielten die uns eigentlich? Aber ich spürte nicht wie früher den Drang, nach dem richtigen Namen zu suchen – wahrscheinlich hatte Littkens das längst getan, und ich würde ihn irgendwo in diesen Akten finden. Es ging mal wieder um den inneren Dschihad. Den Kampf mit sich selbst, die Anstrengung, wahrscheinlich würde Littkens das Wort so übersetzen, ein guter Moslem sein, blabla. Ich hatte das alles schon gelesen, hundertmal, tausendmal, und ich hatte keine Lust mehr dazu.

Ich nahm die Brille ab und überlegte, ob ich die ganze Sache noch umbiegen konnte, Himmel, vielleicht gerieten wir nur an einen alten weisen Mann, der wirklich wusste, was es mit dem Tod

auf sich hatte und wie man mit diesem Wissen weiterleben konnte. Und während wir alle unsere Einsatzkräfte auf einen harmlosen Alten konzentrierten, fackelten irgendwelche anderen Fanatiker nicht lange und legten eine Bombe im Kölner Rosenmontagszug.

Aber um das zu entscheiden, hätte ich diese ganzen Akten lesen müssen, dazu die exegetischen Notizen von Littkens, die Ausdrucke und Protokolle von dieser Neuen, dieser IT-Frau. Wie hieß sie noch mal? Und wo war sie überhaupt? Egal, ich wollte das gar nicht wissen. Jedes Wissen legte sich wie eine weitere Staubschicht auf meine Gedanken und in Wirklichkeit wollte ich nur an Uta denken und keine Entscheidungen treffen. Svenja hatte mehrmals gefragt, ob sie kommen solle und mir beim Ausräumen helfen, Mäntel, Jacken, Hosen, Kleider, die ganzen Schuhe, die Winterstiefel, was sollte damit passieren, und so ging es doch nicht weiter, ich müsse doch, sagte sie und machte dann eine Pause, und dann sagte sie alles, was man wohl in einem solchen Fall sonst noch sagt. Ich nahm noch mal das Flugblatt mit dem Foto in die Hand.

Dann sollte er es eben sein, dachte ich. Ich spürte den Tod wie einen alten Bekannten. Sein Gewicht lag auf meinen Schultern und fühlte sich dort wohl.

MAX Nach der Schule ging ich zu Fuß zum Hauptbahnhof. Es war kalt, nicht mal das Wetter konnte sich entscheiden, ob es regnen oder schneien sollte, und so wurde ich nass und gleichzeitig hing eine klamme Kälte in meinen Klamotten.

Ich stand am Bahngleis herum und wartete auf den Regional-express Richtung Düsseldorf, hörte die verschiedenen Durchsagen, überlegte, ob hinter den Hinweisen auf verschiedene Zugverbindungen nicht vielleicht ein System stünde: Die Namen der Städte würden vielleicht etwas ganz anderes bedeuten, die Angaben zu den Gleisen wären in Wirklichkeit Codes, die nur bestimmte Leute von der Bahn entschlüsseln konnten, und ich würde einfach mit einem Zug mitfahren und nicht wissen, dass er längst ausgewählt war. Aber ausgewählt wozu?

Im Waggon musste ich stehen, denn es war später Nachmittag und der doppelstöckige Zug war mit unzufriedenen Pendlern überfüllt. Einer der türkischen Jungs aus der Klasse unter mir saß auf den Stufen zum oberen Abteil. Er fuhr auch nach Düsseldorf, stieg aber immer schon in Benrath aus, und wir hatten zu wenig miteinander zu tun, um uns hier mehr als beiläufig zuzunicken. Er steckte seine Ohrstöpsel in die Ohren, um die knappe halbe Stunde, die der Zug bis Düsseldorf brauchte, so zu verbringen, wie es viele tun, die pendeln müssen: vor sich hin stierend, von der Musik ein wenig auf Abstand gebracht zu den Menschenkörpern, die auf der Treppe um ihn herum standen und das Ruckeln über der Hohenzollern-Brücke ausbalancierten.

Ich stand auf dem Absatz über ihm, betrachtete seinen Hinterkopf und ärgerte mich, dass ich meinen iPod zu Hause liegen gelassen hatte.

Am Bahnhof Deutz/Messe stiegen Typen mit Bomberjacken und Tattoos am Hals ein. Sie fühlten sich von dem Türken wohl angemacht, sagten, dass er Platz machen sollte, hier im Zug und überhaupt in ihrem Leben.

Er konnte sie wahrscheinlich gar nicht hören, bemerkte nicht mal, dass sie etwas von ihm wollten.

Sie nutzten den Vorteil, dass er auf der Treppe saß, und griffen ihn von oben herab an. Noch bevor er die Ohrstöpsel abnehmen und aufstehen konnte, sagte der Erste schon »Kanake« und »Arschficker« zu ihm, die ganze provokative Palette, sie beleidigten seine Mutter, seine Schwester, seinen Vater und einer schlug gegen sein Ohr und beugte sich über ihn.

Ich lehnte mich vor und griff mir einen von ihnen. Dem anderen trat ich meinen Schuh ins Gesicht, voll in die Fresse, und ich musste über das Blut lachen, das aus der gebrochenen Nase rann, obwohl mir gar nicht zum Lachen war. Ich lachte auch über die anderen Pendlers, so erschrocken und verdutzt, wie die dasaßen und einfach wegsahen.

Das Blut tropfte nun auf den mit grauem Plastik bezogenen Boden des Zuges und auf die Jeans von dem Türken. Er stand auf und schaute nach mir.

Die Angreifer traten in die Blutstropfen und mit ihren Turnschuhen machten sie ein dunkelrotes Muster auf dem Boden.

Einer der Pendlers telefonierte hektisch, dann tauchte der Schaffner auf. Um irgendwas zu tun, packte er mich und drückte mich gegen die Wand des Zuges.

»Ich hab nur geholfen!«, sagte ich zu ihm. Ich musste schon wieder lachen, und das sprach nicht gerade für mich, aber ich fühlte mich so lebendig, und alles in mir kribbelte.

»Ich wurde angegriffen! Sie halten den Falschen fest!«, sagte auch der Türke zu ihm. »Kümmern Sie sich lieber um die Nazis hier.«

Der eine saß inzwischen auf den Stufen und hielt sich die blutende Nase. Sein Freund starrte böse zu mir hinüber.

Als der Zug in Leverkusen hielt, war das Gleis schon voller Polizei, fast wie vor einem Fußballspiel. Einer der Nazis, der mit dem hässlichen Tattoo am Hals, das gefährlich aussehen sollte, wollte

tatsächlich Anzeige erstatten. »Feige Sau!«, sagte ich zu ihm, als ich das mitbekam.

Sie nahmen mich mit auf ihre Wache, mich und auch den Türken. Wir machten unsere Aussagen, ich erklärte, dass ich dem Nazi nicht absichtlich die Nase gebrochen hatte. Jetzt lachte ich nicht mehr, ich war ernst, beteuerte mehrmals, dass ich doch nur helfen wollte, verdammt, was war das für ein Land, in dem man nicht mal mit dem Zug fahren konnte, ohne von Rechtsradikalen belästigt zu werden? Wieso nahmen sie die anderen nicht fest?

Der Türke könne genauso Anzeige erstatten, sagte einer von den Bullen. Dann würde man sehen.

Es ging noch ein bisschen hin und her, doch dann ließen sie uns schließlich gehen, und auf dem Weg zurück zum Bahnhof Leverkusen Mitte tauschten wir unsere Nummern.

Er hieß Adil.

Endlich konnten wir wieder lachen, ich sprang durch die Luft, machte noch mal meinen Karatetritt nach, und wir fragten uns, ob es mehr als ein Liter Blut gewesen sei.

PAULA »Ist Max da?«, fragte Adil. Es musste dieser Adil sein, mit dem Max neuerdings immer rumhing, auch wenn er ganz anders aussah, als ich ihn mir vorgestellt hatte.

Es war Samstagmorgen. Mein Vater und Eirenaá machten eine Fortsetzung des Engel-Energie-Workshops irgendwo im Bergischen und Max war auf dem Weg zur Bäckerei. Sonst lag er um diese Zeit noch im Bett und ich hatte mich schon gewundert.

»Er kommt gleich, ist nur Brötchen holen«, sagte ich und hielt Adil die Haustür auf. Mir wurde bewusst, dass meine Beine in der alten karierten Reithose steckten, die ich seit mindestens einer Woche trug. Meine dicken Waden und Oberschenkel zeichneten sich immer unschön durch den dünngewaschenen Stoff ab und das Leder an Knien und Hintern schimmerte ziemlich abgewetzt.

Ich lud Adil zum Frühstück ein. Der Kaffee war bereits durchgelaufen. Ich deckte den Tisch, schnitt Gurken und Tomaten auf, rührte Quark mit Kräutern an und presste Blutorangen aus.

Adil nahm zunächst nur den Kaffee, und als ich mich zu ihm setzte, sagte ich, doch, Max würde gleich kommen. Adil nickte und beobachtete mich über den Rand der Tasse hinweg. Er hatte einen ganz weichen Ausdruck in den Augen, und plötzlich konnte ich diesen Blick kaum aushalten und stand noch mal auf, um Salz für die Tomaten zu holen.

Ich traute mich nicht, nach der Prügelei im Zug zu fragen.

Adil trank noch einen Schluck Kaffee. Er senkte seine langen Wimpern und deshalb riskierte ich doch noch einen Blick in sein Gesicht. Als er mich wieder ansah, schaute ich schnell weg und kippte mir viel zu viel Salz auf das Tomatenbrot. Ich biss ein Stück ab und würgte es herunter. Mir fiel auf, wie laut ich schlucken musste, und es war mir zu peinlich, einen Schluck Saft zu trinken. Ich brachte nichts mehr herunter.

Wir hörten Max an der Haustür, dann seine Schritte und das Rascheln der Brötchentüte.

»Merkst du eigentlich nicht, dass du nach Gaul stinkst?«, fragte er mich als Erstes.

Mir wurde ganz heiß.

»Ich riech nichts«, sagte Adil sofort.

»Die stinkt immer so!«, kartete Max nach.

Normalerweise wäre ich jetzt laut geworden und hätte Max angeschrien, er solle sich um seinen eigenen Kram kümmern, aber meine Kehle war immer noch ganz trocken. Vielleicht von dem vielen Salz.

»Komm, mach dir ein Brötchen, dann gehen wir in mein Zimmer!«, sagte Max.

Viel zu schnell verschwand Adil hinter Max' Zimmertür, und ich versuchte, irgendwas zu denken, aber ich konnte gar nichts denken, außer dass es in meinem Bauch rumorte.

Ich zog mir die Stallschuhe an und radelte los. Auf der Straße fiel mir auf, dass ich meinen Schal vergessen hatte. Ich fuhr trotzdem weiter.

Neben mir hupte ein Auto. Ich schaute nach links und eine Kühlerhaube kam in Zeitlupe auf mich zu. Irgendwo kreischte eine Bremse. Ich stürzte und rutschte mit dem Rad über den Teer. Als ich mich aufrichtete, tat mir das Knie weh.

»Bist du blind, Mädel?«, schrie der Fahrer mich an. Er hatte seine Tür geöffnet und stieg aus.

Ich rieb über mein Knie. Das Leder war durchgescheuert, und ich sah, dass ich winzige dunkle Steinchen in der Haut hatte. Meine Lampe hatte auch etwas abgekommen.

»Komm schon, alles klar?«, fragte er. Er hatte jetzt eine normale Stimme und packte mich an der Schulter.

»Ja«, machte ich. Ich hatte schon schlimmere Stürze hinter mir und war immer wieder aufgestiegen.

»Wirklich?« Jetzt klang der Mann besorgt.

»Ich hab nichts. Ich war nur in Gedanken.«

Als ich mich wieder aufs Rad schwang, spürte ich ein Reißen im Knie, aber ich konnte nur wie blöd weiterradeln.

Der Autofahrer sagte noch was, was ich nicht verstand, und nach ein paar Metern hatte ich den Unfall schon wieder vergessen. Es blieb nur der Schmerz im Knie und die Übelkeit im Bauch.

Das war also Adil, den ich mir klein und irgendwie hilflos vorgestellt hatte. Stattdessen war er groß und muskulös, und es war etwas um ihn herum, was nur ein Zauber sein konnte, irgendetwas Ruhiges und gleichzeitig Gefährliches, obwohl es wahrscheinlich nur für mich gefährlich war.

Ich wusste jetzt schon nicht mehr, wie er aussah, aber ich hatte dieses furchtbar aufgeregte Gefühl im Bauch, das ich nicht von mir selbst kannte, sondern von dem ich nur gehört hatte. Ich trat in die Pedale, als sei ich auf der Flucht.

MAX »Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet. An Ramadan zu fasten. Fünfmal am Tag zu beten. Wer es sich leisten kann, soll einmal im Leben nach Mekka pilgern. Und Almosen zu geben.«

Karim sprach mit leiser Stimme und nahm einen Finger nach dem anderen, um mir diese Aufzählung unter die Nase zu halten. Zum Schluss sah ich in seine breite offene Hand, dann in sein Gesicht mit den hängenden Lidern. »Das sind die fünf Säulen unseres Glaubens«, fügte Karim hinzu und sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Ich nickte, weil ich das schon einmal im Ethik-Unterricht gehört hatte.

»Gut«, sagte Karim.

Wir saßen zu fünft in dem kleinen Wohnzimmer von Yusuf und Mohammad. Yusuf, der uns Tee gebracht hatte, Karim, der mir gegenüber saß, Adil und ich. Wir hockten in Strümpfen auf dem Teppich. Ich hielt ein Glas süßen Tee in der Hand und rührte nun wieder darin herum.

Mohammad saß auf einem Stuhl. Er saß sehr aufrecht, die Hände lose um eine Gebetskette gelegt. Jetzt suchte er meinen Blick und nickte. Von ihm ging Ruhe aus.

»Kommt kein Aber von dir?«, fragte Karim nach einer Weile.
»Keine Frage?«

»Ich weiß keine Frage«, sagte ich. Es war alles so einfach und klar, wenn Karim davon sprach, und gleichzeitig erschien es mir fern und fremd.

Heute Nachmittag hatte ich aus Langeweile den Fernseher angemacht und da waren diese Bilder gewesen. Diese Flutwelle, die ganze Städte unter sich begrub, diese weggerissenen Brücken und Hafenanlagen, Menschen, die schrien, japanische Schriftzeichen, nichts als Hilflosigkeit. Aber jetzt, als Karim mir seine offene Handfläche zeigte, kam mir das alles nicht so wichtig vor. Es passierten andauernd Katastrophen, oder? Irgendwo auf der Welt.

»Das ist alles, was du tun musst«, sagte Karim und zeigte immer noch seine Handfläche. Ich betrachtete sie, aber eher, um Moham-mads Augen auszuweichen, obwohl ich in seinem Blick nichts als Gelassenheit zu erkennen glaubte. Aber es war zu viel für mich, von ihm angeschaut zu werden. Ich versuchte, an die Bilder aus Japan zu denken, sie irgendwie bedeutungsvoll für mich werden zu lassen.

»Immer noch keine Frage?«, fragte Karim nochmals.

Ich schüttelte langsam den Kopf.

»Dann stelle ich dir eine: Wie kommt es, dass die Menschen hier so verzweifelt sind?«, fragte er.

Dann schwieg er, weil er wollte, dass ich darüber nachdachte.

Zunächst wollte ich sagen, dass das nicht stimmte, doch dann dachte ich an die Leute, die ich morgens in der Bahn sah, an meine Klassenkameraden, an die mies gelaunten Lehrer, an meine Tag-träume, die alle mit Blut, Ekel und Verzweiflung zu tun hatten, an die Jünger von Eirenaá, und ich wusste, dass Karim etwas Wahres sagte. Niemand war glücklich, sie glaubten an Geld und Konsum oder an gar nichts. Oder an Fortschritt, so wie die Japaner. Oder sie bauten sich eine Ersatzreligion, so wie meine Eltern, und fasel-ten von *Erlösung*, wenn sie *Erlös* meinten.

»Aber nicht alle sind so«, sagte ich trotzdem.

»Ich sehe die Leute hier nie lachen, ich sehe keine Familie, in der es Wärme und Geborgenheit gibt, keine Kinder, die spielen.« Er zuckte die Schultern. »Sogar die Kinder streiten hier darum, wer die teureren Turnschuhe trägt.«

»Na ja«, machte ich.

»Alle sollen sich nur darum kümmern, möglichst viel Geld zu verdienen und misstrauisch auf den Nachbarn zu schauen, ob er nicht noch mehr hat.« Er legte seine Hand auf seinen Oberschenkel. »Aber so ist es ja gewollt.«

»Wer will das?«, fragte ich.

»Die, die nicht glauben. Sie sind selbst unglücklich und ertragen es nicht, dass es Menschen gibt, die nicht nur an Geld und Äußerlichkeiten interessiert sind. Dass es Menschen gibt wie uns.«

»Was ist mit den Japanern, mit dem Erdbeben?«, fragte ich. »Ich meine, wie kann ...«

Mohammad nickte. Ich hatte die richtige Frage gestellt.

»... Gott das tun?«, vervollständigte Karim.

Wir schwiegen eine Weile. Ich trank von meinem Tee.

»Gott tut gar nichts. Er lässt Sachen zu. Überleg doch mal, was sonst so passiert auf der Welt. Menschen verhungern und hier wirft man Essen in den Müll. Mord, Raub, Vergewaltigung, sogar die Vergewaltigung von Kindern, das geschieht jeden Tag hier, hier in Deutschland, und niemanden regt das besonders auf, oder?«

»Na ja«, machte ich.

»Und was geschieht mit Mördern? In ein paar Jahren sind sie wieder draußen. Und mit Kinderschändern? Mit ein bisschen Glück kommen die sogar mit Bewährung davon. So ist das. Weil hier alle so satt sind«, sagte Karim. »Und in Wirklichkeit wollen es alle auch so. Es soll sich ausbreiten, immer weiter. Diese westliche Krankheit, diese Gottlosigkeit. Aber wir«, er warf einen Blick auf Mohammad, »wir müssen dagegen kämpfen, verstehst du? Deshalb sind wir hier.«

Mohammad hatte sich anscheinend in seine eigene Welt zurückgezogen, denn er begann melodisch zu summen, zunächst ganz leise, dann etwas lauter, und sein Oberkörper bewegte sich hin und her, ohne dass er es zu bemerken schien.

»Darf ich dich noch etwas fragen?«, wandte ich mich an ihn. Ich hatte allen Mut zusammengenommen, um Mohammad zu stören.

»Natürlich, mein Junge«, sagte er. Er ließ die Augen geschlossen, aber sein Oberkörper verharrte und alles an ihm schien aufmerksam zu sein, und deshalb konnte ich ihn etwas fragen, was ich mich niemals getraut hätte, wenn er mich angesehen hätte.

»Als ich letzte Woche hier war und du hast gesprochen, da war es für einen Moment so, als wäre dort ...« Ich sprach zu meinen Füßen und zupfte an einem Faden meiner Strümpfe herum. »So, als könnte ich plötzlich etwas erkennen. Und das Gefühl, alles sei richtig oder falsch. Nicht immer nur grau und unbestimmt.«

Mohammad schwieg lange, so lange, dass ich das Muster des Teppichs, auf dem wir saßen, studieren konnte und die dunklen Stoffbehänge mit den goldenen arabischen Schriftzeichen, die hinter Mohammad hingen, und schon glaubte, er hätte meine Frage vergessen, falls es überhaupt eine Frage war. Dann aber verzog sich sein Gesicht zu einem feinen Lächeln und er nickte einfach, und komischerweise hatte ich da gar nicht mehr das Gefühl, dass ich eine Antwort brauchte.

»Ich sage dir, warum die Menschen hier unglücklich ...«, begann Karim wieder, doch das leise Klickern, das zu hören war, als Mohammad seine Gebetskette bewegte, brachte ihn zum Schweigen. Mohammad hatte mich genau verstanden.

KEMPER Ich kannte wenige Lokale in Köln, in denen ich Burak zu einem Abendessen treffen konnte, aber die neue Mitarbeiterin kannte sich gut aus und hatte mir etwas Unauffälliges in der Südstadt empfohlen, das auch Burak zu kennen schien.

Wir setzten uns an einen der blank gescheuerten Tische, und ich fühlte Buraks Anspannung, mit der er die Speisekarte mehr hin- und herdrehte, als er sie studierte, und ich muss sagen, dass mich sein Verhalten neugierig machte. Ich nahm das Rinderfilet mit Meerrettichsoße und Burak bestellte das Gleiche.

»Nun«, sagte ich, nachdem die Kellnerin zwei Kölsch vor uns hingestellt hatte. Früher hatte Burak Alkohol getrunken, und ich war erleichtert, dass er es immer noch tat. Das würde unser Gespräch leichter machen.

»Nun«, sagte Burak. »Machst du Notizen oder wie läuft das?«

Ich achtete wieder darauf, dass wir gleichzeitig tranken. Das Netz der Freundschaft über ihn auswerfen, das tat ich.

»Gibt es denn so viel zu erzählen?«, fragte ich lächelnd.

»Mohammad zieht schon ziemlich viele Leute an«, sagte Burak.
»Vor allem Araber.«

»Kennst du die Namen?«, fragte ich, aber Burak schüttelte den Kopf.

»Vornamen, aber wie das nun mal so ist ... ich kann nicht nach den Nachnamen fragen, nicht einfach so.«

»Keinen einzigen?«

»Da sind zwei Jungen, Brüder anscheinend. Die kommen erst, seit Mohammad da ist. Ich glaube sogar, dass er sie mitgebracht hat. Sie benehmen sich ziemlich daneben.«

»Wie genau?«

»Du als Katholik würdest sagen, päpstlicher als der Papst. Das darf man tun, das nicht, so eben. Wenn sie mich hier sitzen sehen würden ...« Er hob sein Kölschglas. »Erinnern mich ein bisschen an diese Hardliner von früher, im AStA.«

Ich nickte.

»Vielleicht weil sie jung sind. Ist es nicht ein Privileg der Jugend, alles genau einzuteilen und beurteilen zu können?« Er drehte an seinem Glas herum. »Was meinst du? Waren wir nicht früher genauso?«

»Wie heißen die?«, fragte ich. Ich wollte mich nicht gemeinsam mit Burak erinnern. Er würde über Uta sprechen, und dann würde ich über Uta sprechen müssen, und das ging nicht. »Weißt du ihre Namen?«, fragte ich noch mal nach.

Burak zuckte mit den Schultern.

Unsere Teller kamen. Ich roch den Meerrettich und wickelte mein Besteck aus der Serviette.

»Lecker«, lobte Burak das Filet. Er kaute das zarte Fleisch und nahm noch einen Schluck vom Bier. Ich tat es ihm nach.

»Vielleicht kannst du die Namen herauskriegen.« Ich tat so, als sei das nur ein Vorschlag und als sei ich in Wirklichkeit ganz auf das Essen konzentriert. Gleichzeitig wunderte ich mich, dass ich immer noch solche Gespräche führen konnte. Für einen Moment sah ich mich selbst und Burak am Tisch sitzen, zwei nicht mehr junge Männer, unserer Kleidung nach nicht arm, unserem Benehmen nach Akademiker, und nun bei einem Essen, das wir uns leisten konnten, wenn wir wollten, jeden Tag, und ich nahm meine Bitte selbst nicht mehr ernst.

Ich schnitt mir ein großes Stück Fleisch ab und kaute es, bis jede meiner Geschmacksknospen mit dem süßen und gleichzeitig rauchigen Fleischsaft überflutet wurde. Ich schloss die Augen und schluckte.

»Freitag ist etwas passiert, was ziemlich ungewöhnlich war, jedenfalls in unserer Moschee.«

Burak legte seine Gabel zur Seite und nahm noch einen großen Schluck Bier. Ich ließ ihm Zeit.

»Ein Deutscher ist konvertiert«, sagte Burak.

Ich trank jetzt ebenfalls einen Schluck. Verdammt, dachte ich, und ich hoffte, dass mein Gesichtsausdruck meine Gedanken nicht spiegelte. Konvertiten waren gefährlich, besonders wenn die Bekehrung in einem radikalen Umfeld wie dem von Mohammad stattfand.

»Was weißt du über ihn?«, fragte ich so neutral wie möglich.

»Es ist nur ein Junge, weißt du«, sagte Burak. »Vielleicht gerade zwanzig.«

»Hast du seinen Namen?«, fragte ich. Meine Stimme schien mir aufgeregt zu klingen.

»Max, glaube ich.«

»Und was weißt du sonst noch über ihn?«

»Na ja, nichts.«

Burak und ich bekamen noch zwei Kölsch und wir schwiegen, bis die Kellnerin sich entfernt hatte.

»Weißt du, wer ihn mitgebracht hat? Rekrutiert jemand?«, fragte ich weiter.

»Nicht dass ich wüsste«, sagte Burak und griff zu seinem Bier. Ich trank und beobachtete ihn dabei. Er schien sich unwohl zu fühlen, so als hätte er mir zu viel gesagt oder als täte es ihm leid, sich überhaupt mit mir getroffen zu haben.

»Er ist nur ein einsamer Junge«, sagte Burak nachdenklich. »Wahrscheinlich sucht er ein bisschen Halt.«

»Konvertiten sollte man immer beobachten. Zwei der Sauerland-Bomber waren Konvertiten«, gab ich zu bedenken, so wie ich es in vielen Vorträgen und Leitlinien gelesen hatte. »Und die suchen auch ein bisschen Halt.«

Unsere Teller waren leer, und ich bestellte uns zwei Espresso. Wir sprachen nicht mehr über den jungen Konvertiten. Wir sprachen über unsere Studienzeit, unsere Zeit im Studentenparlament und im AStA, erinnerten uns in einem viel milderen Licht, als wir es früher für möglich gehalten hatten.

Wir verließen das Lokal. Burak steckte sich eine Zigarette an. Er reichte das Päckchen an mich weiter, und ich wusste, ich musste eine nehmen. Ich musste alles machen, um ihn denken zu lassen, wir seien vom gleichen Schlag. Ich sog den bitteren Rauch in meine Lungen, und er betäubte das raue Gefühl, das ich darin hatte, seit Uta weg war, und das ich schon gar nicht mehr merkte. Es tat gut, neben Burak zu stehen, zu rauchen und an Uta zu denken. Mir kam der Gedanke, dass er wusste, dass ich an meine Frau dachte, und ich schämte mich nicht dafür. Genau darum ging es ja zwischen uns. Eine zarte Pflanze namens Freundschaft, die ich pöppeln musste.

Burak fuhr mich zum Bahnhof. Ich blieb einen Moment in seinem Auto sitzen und betrachtete den Ausschnitt des Domes, den ich durch die Frontscheibe sehen konnte. Die grauen Steine erschienen mir wie geschnitzt, wie etwas Kostbares. Dann zog ich das kleine Kästchen aus der Tasche.

»Das hier ist eine kleine Kamera. Ich möchte dich bitten, damit zu filmen.«

Burak zögerte, aber damit hatte ich gerechnet.

»Unauffällig natürlich.«

Ich ließ ihn in seinem Zögern sitzen, wartete nur, bis ich spürte, dass er sich entschieden hatte.

»Mal sehen«, sagte er, aber er nahm die kleine Kamera und wog sie in der Hand.

Wenn mich jemand gefragt hätte, hätte ich gesagt, dass auch Burak einen Halt suchte, genau wie der Konvertit, genau wie ich. Aber als ich in den Zug stieg, hatte ich das, was er mir erzählt hatte, schon fast vergessen.

Erst als ich am Montag an den gleichen Wiesen und Häusern vorbeifuhr, erinnerte ich mich, und ich machte mich im Büro daran, die spärlichen Informationen zu erfassen. Als ich Littkens davon berichtete, machte er ein unangenehm ernstes Gesicht.

»Wir brauchen mehr Informationen. Vielleicht noch eine andere Quelle?«, überlegte er laut. »Und wer rekrutiert?«

»Ich weiß es nicht. Altuntas ist nicht so gut in der Gemeinde integriert, dass er die ganzen Zusammenhänge weiß. Aber er wird für uns filmen.«

»Wir müssen das rauskriegen. Denk dran, Mohammad ist einer der größeren Fische, Torun war der Nachbar von Bajram. Wir sind hier an einer ganz heißen Sache dran!«

Ich sah, dass Littkens sich selbst in eine Geschichte eingesponnen hatte, in der er vielleicht der Held war oder zumindest werden konnte, und ich nahm mir vor, an diesen Eindruck zu denken, wenn es nötig war.

Jetzt aber wollte ich allein sein, ich hatte doch schon alles getan, was er von mir erwartete, und er stand immer noch in meinem kleinen Büro und sah sich die Wand mit dem großen Ordnerregal an.

»Was denkst du eigentlich über die jungen Leute in Ägypten? Oder in Libyen?«, fragte er plötzlich. »Ist das nicht etwas, das uns allen Hoffnung machen sollte?«

Ich tat so, als betrachtete ich ebenfalls die Regalwand.

»Nein«, sagte ich dann leise. »Das sollte uns keine Hoffnung machen.« Ich war erstaunt, wie naiv er war.

PAULA Eine ganze Woche lang hatte ich es ausgehalten, dann konnte ich nicht mehr. Max wollte mir die Nummer von Adils Handy nicht geben, na und?

Ich war immer vor ihm von der Schule zu Hause. Heute waren die letzten zwei Stunden ausgefallen, und meine Eltern würden es nicht merken, wenn ich mich in seinem Zimmer ein bisschen umsah.

Ich fand eine von diesen hellorangen Plastiktüten, die es in türkischen Supermärkten gibt, und darin war neben einem halb leer gegessenen Päckchen mit Gummibärchen die Quittung eines Supermarktes in Düsseldorf-Benrath. Außer Adil kannte Max niemanden in Benrath.

Ich wickelte meine Reithose zu einer Wurst und klemmte sie hinten auf den Fahrradsattel. Dann radelte ich los. Bis nach Benrath war es ein ganz schönes Stück. Ich war selbst erst ein paar Mal da gewesen, mit der Grundschule hatten wir mal das Schloss dort besichtigt, aber außer dem Schloss gab es dort nichts Besonderes und eigentlich war es kein Teil von Düsseldorf, in den ich besonders oft kam. Ich überlegte an jeder roten Ampel, ob ich nicht einfach umkehren sollte, tat es dann aber doch nicht, und schließlich stand ich vor einer Art Einkaufspassage, die schon bessere Zeiten gesehen hatte, denn auf beiden Seiten gab es viele Billigläden und Handy-Shops und alles sah ein bisschen schmutzig aus. Der Supermarkt, dessen Adresse ich auf dem Bon gelesen hatte, war leicht zu finden.

Ich schlenderte hindurch, so als suche ich etwas, las auf Kichererbsendosen, drückte an abgepackten Gewürzen herum und nervte mich selbst. Was machte ich denn hier? Jessica hatte gesagt, dass ich Adil vergessen sollte, und Jessica hatte recht.

Ich verließ den Supermarkt, ohne etwas gekauft zu haben, und erst da sah ich den Kiosk direkt gegenüber.

Der kleine Laden war vollgestopft mit Kaugummis, Zigaretten, Sammelbildchen, Zeitschriften, Chipstüten, Salzstangen, Schokoriegeln, hohen Kühlschränken mit Glastüren, sodass man die vielen Flaschen sehen konnte, die beschlagen von der Kälte waren.

Auf dem Boden standen eingeschweißte Sechserpacks mit Wasser und über einen stolperte ich fast, als ich plötzlich Adils Gesicht hinter dem zugestellten Tresen sah.

»Hallo!«, sagte ich. Ich nahm eine kleine Cola aus einem der

Kühlschränke und stellte sie auf den Tresen.

»Sonst noch was?«, fragte Adil. Er tat so, als würden wir uns nicht kennen.

Ich legte noch ein Päckchen Kaugummi dazu.

Adil tippte alles in seine Kasse ein. Vielleicht würden bald andere Kunden kommen und eine Packung Zigaretten oder ein Rubbel-Los verlangen, deshalb holte ich tief Luft, um etwas zu sagen, doch Adil hatte wohl das Gleiche gedacht, denn er holte ebenfalls tief Luft.

»Wollten wir nicht mal ins Kino?«, fragte ich, und Adil sagte fast zur gleichen Zeit: »Es ist nicht gut, dass du mich besuchst.«

»Warum?«, fragte ich. »Da ist doch nichts dabei.«

»Doch. Es ist *haram!*«

Eingerahmt von den roten und gelben Verpackungen der Chips-tüten sah er ganz fremd aus.

»Wieso? Letzte Woche war es noch nicht *haram.*«

Er sah mir nicht einmal in die Augen, und das machte mich wütend.

»Du wolltest doch ...«, fing ich wieder an.

»Nein, wollte ich nicht.« Dann schwieg er und fingerte an den Chipstüten herum. »Es ist nicht richtig. Wir sollen keinen Umgang mit Frauen haben.«

»Aber alle Türken, die ich kenne ...«

»Die sind nicht so wie ich. Die haben vergessen, dass sie Moslems sind ... Und was die Regeln sind.«

»So wie du letzten Samstag?«, fragte ich.

»Mach dich nicht über mich lustig, bitte. Das ist nicht gut.« Sein Gesicht wurde immer mürrischer, und er wich ständig meinem Blick aus. Hinter mir ging die Ladenklingel und eine Frau betrat den Laden. Sie war klein und mager, und durch die ganzen Locken und die langen Ohrringe schätzte ich sie auf Mitte zwanzig, bis ich an ihren Augenfältchen sah, dass sie wesentlich älter sein musste.

Sie sagte etwas auf Türkisch zu Adil, dann lächelte sie mich an, so als wüsste sie etwas über mich.

»Sie ist nur eine Bekannte«, sagte Adil auf Deutsch zu ihr und zu mir: »Meine Mutter.«

»Hallo«, sagte sie. »Ist ja schön, dass Adil mal Besuch bekommt.«

Adil sagte etwas auf Türkisch, dann schwiegen beide, und seine Mutter lächelte nicht mehr.

»Wenn das alles ist, hätte ich gerne zwei Euro fünfzig«, sagte Adil zu mir.

Ich legte ihm das Geld auf den Tresen.

»Du kannst deine Bekannte ruhig zu einem Kaffee einladen. Ich verkaufe weiter«, meinte seine Mutter auf Deutsch.

Adil seufzte, aber ich lächelte die Frau an.

»Ich mach das nicht oft«, sagte Adil als Erstes, als wir auf der Straße standen, so als würde er sich für den Kiosk schämen.

»Ist doch gut«, sagte ich. »So ein Kiosk ist ...«

»Gut genug für einen Türken?«, fragte er bissig.

»Wollen wir einen Kaffee trinken?«, fragte ich, ohne auf seine Frage zu antworten.

»Es geht einfach nicht. Ich hätte überhaupt nie mit dir reden sollen!«

»Aber warum nicht? Ich finde dich nett, nein, mehr als nett.« Ich hantierte an meinem Fahrradschloss herum und spürte, wie ich rot wurde. Als ich wieder hochschaute, sah Adil mir in die Augen und wurde auch rot, und ganz plötzlich sah er weg und murmelte etwas.

»Was?«, fragte ich.

»Ich finde dich auch mehr als nett. Aber du bist so selbstbewusst und gleichzeitig ... Für dich ist immer alles ganz einfach, ich meine, du fragst, ob wir ins Kino gehen, du kommst hierher und so.« Er sah mich wieder an. »Du wirkst immer so, als könnte dich nichts umhauen.«

»Na ja«, sagte ich. Was sollte ich dazu schon sagen?

»Doch, echt. Das ist so ...« Er überlegte ein bisschen, und ich wartete darauf, dass er mir erklärte, was ihm daran nicht gefiel, aber er sagte: »Du bist das tollste Mädchen, das ich je getroffen habe.« Dann sah er wieder an mir vorbei.

»Und?«, wagte ich zu sagen. Mir fiel auf, dass meine Hände den Lenker umklammerten, so als führe ich über rutschigen Schotter und müsse mich an irgendetwas festhalten.

»Nix und!«, sagte er. »Ich hab mich anders entschieden.«

Ich bekam mit, dass er mir ganz kurz ins Gesicht schaute. Bevor ich noch etwas sagen konnte, drehte er sich um und ging schnell weg. Nach ein paar Metern fing er an zu rennen.

Ich hätte mich natürlich auf mein Fahrrad setzen können und ihn verfolgen, aber was hatte ich davon? Er führte sich ja wohl reichlich blöd auf.

Ich fuhr bis zum Rhein, dorthin, wo hinter dem Fleher Kraftwerk die Wiesen anfangen, und immer am Fluss entlang, ein paar mal die Pedale getreten und dann stehend über den Damm, so wie ich das als Kind immer gemacht habe. Erst als ich an dem kleinen Fähranleger nach Zons war, kehrte ich um. Der Wind kam mir jetzt entgegen, die Frachter auch, Kohlen und Container hatten sie geladen und fuhren über das graue Wasser.

Ich radelte den ganzen langen Weg zum Stall und der Schweiß klebte mir meine Winterjacke und die Hose an den Körper.

Im Stall zog ich mir auf dem zugigen Außenklo die Reithose an und schlüpfte in Mollys Box. Der große weiße Kopf streckte sich mir entgegen, weil ich meistens eine Möhre oder ein Stück Brot für sie hatte, doch diesmal hatte ich nichts, aber Molly mochte es, wenn ich ihr die Stelle zwischen den Ohren kraulte, und das tat ich.

»Du bist das tollste Pferd, das ich je getroffen habe!«, sagte ich zu Molly, und sie schloss die Augen und streckte mir den Kopf noch

weiter entgegen. Ich sagte noch einiges andere zu Molly, und sie ließ sich weiter kraulen und verwöhnen, bis ich Jessica auf der Stallgasse hörte, und dann putzte ich mir laut die Nase.

»Und? Wie läuff's?«, fragte sie.

»Der Typ ist ein Scheißkerl!«, sagte ich zu ihr.

»Besser, du weißt es gleich am Anfang.« Sie erzählte, dass Patrice und Marie sich getrennt hätten, weil Patrice ständig andere Mädchen aufgerissen hätte, und dass Marie völlig fertig sei deswegen. Da sei es doch besser, gleich am Anfang zu wissen, woran man ist.

Ich nahm Mollys Putzzeug, ihre Gamaschen, ihren Sattel und ihre Trense. Ich hatte heute noch genug zu tun. Und an Adil würde ich nie wieder denken.

MAX Der Hund stieg ins Auto, als seien wir seine Freunde. Karim saß vorne neben mir auf dem Beifahrersitz, und Adil saß hinten und hielt das Tier an seinem Halsband fest.

»Gab's Probleme?«, fragte ich.

»Nein, nein.« Aber ich konnte hören, dass Karim sauer war.

»Hab ihn gestern Abend noch kacken lassen.«

»Gut.«

»Hast du alles dabei?«, fragte Adil.

»Wo fahren wir hin?«, fragte ich.

»Fahr erst mal. Ich sag dann schon!« Karim hielt seinen alten Rucksack umklammert.

»Schon gut«, sagte ich und blinkte, um über die Mülheimer Brücke zu fahren.

»Was soll der Scheiß? Geradeaus!«, fuhr Karim mich an. »Du fährst geradeaus, bis ich dir was anderes sage!«

»Ja, klar.«

»Und sonst hast du aber alles dabei?«, wollte Adil immer noch wissen.

»Hältst du mich für doof, oder was? Klar hab ich alles dabei! Jedenfalls alles, was ich machen konnte.«

Wir fragten nicht weiter nach.

»Da nach rechts!«, sagte Karim etwas später und ich blinkte.

»Jetzt wieder geradeaus.«

Im Rückspiegel konnte ich Adils Gesicht sehen. Er war weiß wie eine Wand und hielt sich am Fell des Hundes fest. Ich versuchte, seinen Blick zu fangen, aber Adil sah so an mir vorbei, dass es auffällig war.

Wir fuhren jetzt über eine baumgesäumte Landstraße, Karim kommandierte jedoch bald, diese zu verlassen, und so kamen wir auf einen geteerten Weg, der auf einem Wanderparkplatz endete.

»Hier parken!«, sagte Karim.

Wir stiegen aus.

»So, jetzt ist es nicht mehr weit. Ihr passt auf den Hund auf. Das Zeug hier ist stoßempfindlich.«

Er hielt den Rucksack weiter umarmt, während wir hintereinander über einen Wanderpfad gingen.

Adil hielt den Hund am Halsband, denn er wollte am Waldboden schnüffeln und bei jedem Vogelknacken hob er aufgeregt den Kopf. Ich wollte nicht weiter darauf achten, gleich würde er tot sein, und ich glaubte, dass es wichtig war, ihn vorher schon wie ein lebloses Stück Fleisch zu behandeln.

Adil dagegen sprach ihm sogar zu, wenn er stehen bleiben wollte, und streichelte seinen Kopf.

Karim beachtete uns gar nicht.

Wir stiegen über ein paar nackte Felsen, und Karim deutete auf eine Mulde, die sich zwischen den großen Steinen auftat. Eine kleine schiefe Birke krallte sich dort fest.

»Hier machen wir's!«, sagte er. »Bring die Töle da runter.«

Der Hund rutschte auf dem nackten Untergrund und wollte nicht.

»Mach schon!«

Karim holte ein Kästchen aus Styropor, so eins, in dem Elektrogeräte eingepackt sind, aus seinem Rucksack und öffnete es vorsichtig.

Drinnen waren weitere Styroporblöcke und ein Tütchen mit weißem Pulver.

»Das ist es!«, sagte Karim. »Es ist hochempfindlich!«

»Und jetzt?«, fragte ich.

»Wir binden es der Töle um den Hals und hauen ab. Der Köter bewegt sich schnell hinter uns her und das löst dann die Explosion aus. Hier hab ich noch was.«

Er holte ein altes geblühtes Badetuch, das er in Streifen geschnitten hatte, aus seinem Rucksack.

»Damit binden wir ihn fest. Das hält nicht allzu lang, aber hof-

fentlich lange genug, um uns nicht mitzusprengen.«

Er zog die Oberlippe von seinen Zähnen zurück und grinste.

»So, erst mal bindest du ihn fest!«, sagte er dann zu Adil.

Adil sah an ihm vorbei. Er nahm einen geblühten Stoffstreifen und knotete ihn am Halsband fest. Ich konnte sehen, wie sich dabei seine Lippen leise bewegten. Dann nahm er noch einen zweiten Streifen und knotete ihn an den ersten und dann an die Birke.

»So«, sagte Karim und brachte das Styroporkästchen vorsichtig in die Mulde. »Sorg dafür, dass die Töle sich nicht bewegt.« Aber der Hund war nicht ruhig. Er schnüffelte an Karim herum und wollte gestreichelt werden.

»Ruhig!«, sagte Adil. »Ganz ruhig, Hundchen!«

»Sie heißt Tonka«, sagte ich.

»Tonka, kleine Tonka«, gurrte Adil und tätschelte der Hündin den wuscheligen Kopf. »Mach fein Sitz!« Tonkas dunkle blanke Augen starrten ihn an. Adil konnte wohl gar nicht anders, er kraulte sie, bis Karim das Päckchen mit dem Pulver befestigt hatte.

»Wir rennen bei drei!«, sagte Karim leise. »So schnell ihr könnt!«

Karim zählte, sprang bei drei über den Felsen, genau wie ich und Adil. Wir rannten ein Stück weit, auf eine Explosion horchend, doch wir hörten nur Tonkas Gebell. Dann musste einer der Stoffstreifen gerissen sein, denn Tonkas dunkler Körper erschien auf dem Felsen und dann gab es tatsächlich eine kleine Explosion, einen kurzen dumpfen Knall, der die Hündin aufjaulen ließ. Wir sahen sie hochspringen, etwas an ihr brannte, wahrscheinlich ihr langes Wuschelfell.

Wir rannten über den Wanderpfad, und trotzdem musste ich mich umdrehen und sehen, was der arme Hund machte.

Er lief brennend durch den Wald, man konnte das sengende Fell jetzt riechen, und ich spürte Adils Hand, die sich auf meinen Arm legte und mich weiterzog.

»Verdammte Scheiße!«, sagte Karim. »Ich hab's mir schon gedacht.«

»Mit dem Sprengstoff stimmt was nicht, oder?«, fragte ich ihn.

»Fahr, los, fahr!«, sagte Karim.

Wir fuhren den kleinen geteerten Weg zurück und bogen auf die Landstraße ein.

»Mit dem Sprengstoff ist alles in Ordnung, das hast du doch gesehen«, sagte Karim mit einer ruhigeren Stimme. »Aber die Zündung. Wir brauchen eine bessere Zündung!«

»Und jetzt?«, fragte Adil von hinten.

»Ich werde Mohammad fragen.«